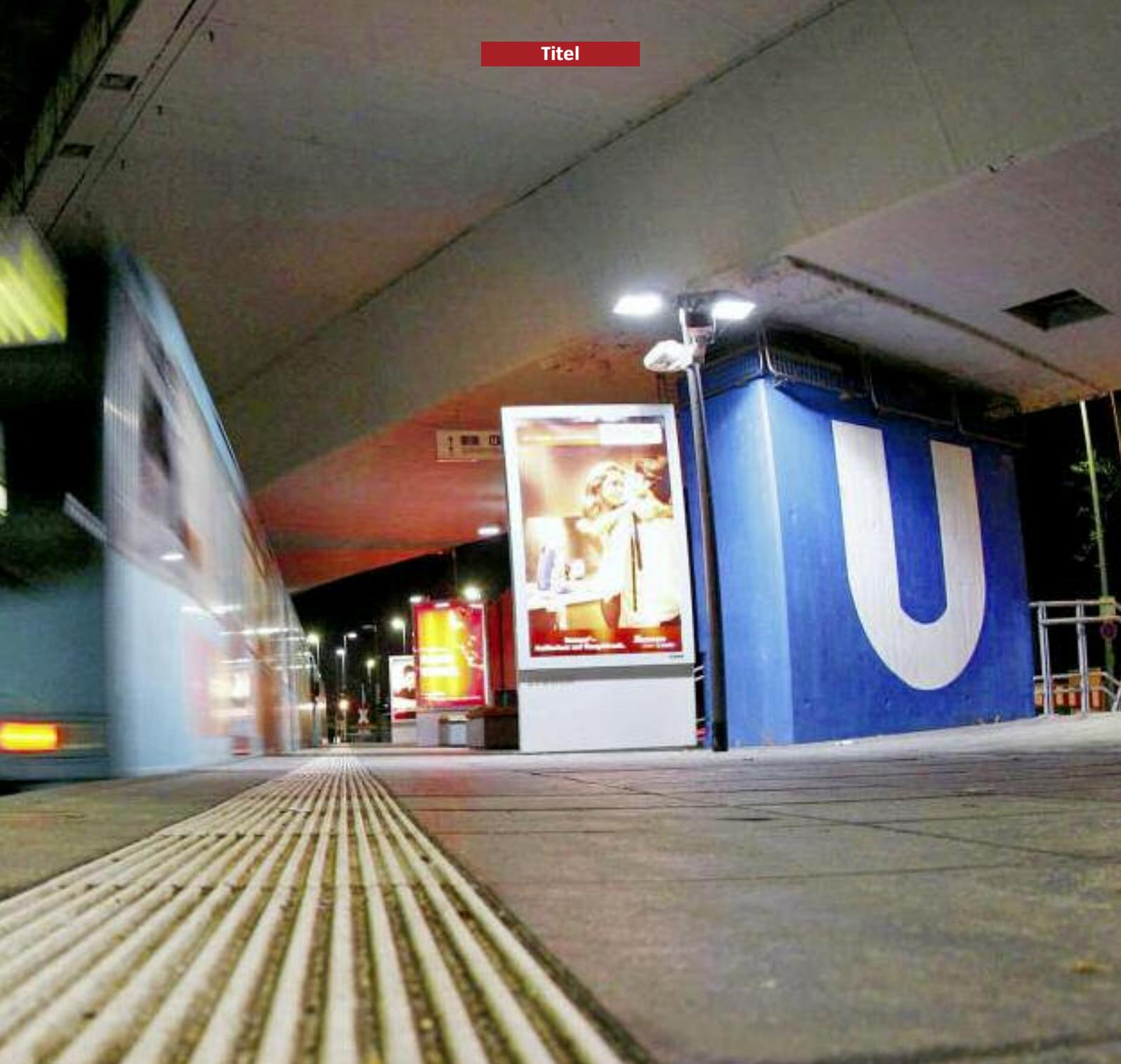




Angsttraum U-Bahn in Frankfurt-Heddernheim



Täter Torben P., Opfer im U-Bahn Berlin-Friedrichstraße: Ein falsches Wort genügt, um eine Katastrophe auszulösen



Kinder der Finsternis

Ob auf dem Schulhof, dem Kiez oder in der S-Bahn: Kaum eine Woche vergeht, in der nicht irgendwo in Deutschland Jugendliche schwere Gewalttaten verüben. Gestritten wird dann meist über Schuld und Strafmaß – statt die Ursachen der Aggressivität vorbeugend zu bekämpfen.



Diesmal begann der Abend für Simon, David und ihre Freunde mit vier Flaschen Jim Beam von Plus. Er endete in einem Haufen Scherben und mit einem U-Bahn-Fahrer, der sich vor Schmerzen krümmte.

Simon und David waren die besten schlechten Beispiele, die Frankfurt am Main ein paar Monate lang zu bieten hatte. Sie waren erst 17 in jener Nacht, als die Tritte und Hiebe auf den U-Bahn-Fahrer niedergingen, keine Kinder mehr, noch keine Männer. Zwei Jungs, die wie Erwachsene schlugen, noch Pubertierende und schon Kriminelle, polizeibekannt, mit ziemlich locker in den Jackentaschen sitzenden Fäusten.

Sie waren mit Freunden in die U2 Richtung Frankfurt-Innenstadt gestiegen, vom Whiskey benebelte Jungs, erhitzt und unruhig. Einer von ihnen drosch in der U-Bahn mit dem Nothammer gegen eine Trennscheibe, ein anderer zerschlug mehrere Glastüren. Als der Fahrer der Bahn einem der Jugendlichen zu nahe kam, stürzten sich die Jungs auf ihn, David schlug ihm ins Gesicht. Die Gruppe boxte und trat den Fahrer, bis die Polizei anrückte.

Der Mann kam in dieser Januarnacht 2008 mit Prellungen und einer Gehirnerschütterung davon, ohne Knochenbrüche, musste aber in psychotherapeutische Behandlung, und er schluckte Beruhigungsmittel. Er war danach nicht mehr in der Lage, nach Einbruch der Dunkelheit U-Bahn zu fahren, aus Furcht vor noch mehr Tritten und Schlägen.

Ein Folgeschaden der Gewalt ist die Angst vor der Gewalt. Die Unsicherheit, die auf den Schock folgt, wenn wieder irgendwo jemand angegriffen, geprügelt und getreten worden ist. Es ist eine gefühlte Unsicherheit, die sich ausbreitet. Sie ist ein steter Begleiter für viele, die nachts allein in einen Bus steigen oder eine Unterführung passieren müssen. Die Gewalt erscheint nah, rasend, gnadenlos, die Straßen, die Bahnen und die Plätze sind unsicher geworden, in Dörfern, in Großstädten. Viele Menschen sind beherrscht von der Angst, die nächsten Op-



Frankfurter U-Bahn-Schläger David: Rauschzustand während der Attacke

BORIS ROESSLER / PICTURE-ALLIANCE E/DPA

fer zu sein. Opfer wie jener 29-jährige Mann, der Karfreitagabend mit Freunden Dart gespielt hat und in der Nacht gegen 3.30 Uhr am Berliner U-Bahnhof Friedrichstraße auf die Linie 6 wartet. Auf dem Bahnsteig trifft er auf den alkoholisierten Torben P., der Streit sucht, wie er später dem Haftrichter erzählen wird.

Es kommt zu einem Wortgefecht, dann schmettert der 18-jährige Gymnasiast seiner Zufallsbekanntschaft einen Gegenstand an den Kopf. Als das Opfer am Boden liegt, tritt Torben P. mit großer Wucht auf dessen Schädel ein, tänzelt weg, kommt zurück. Das Opfer liegt nun auf dem Bauch, Torben P. tritt ihm gegen den Kopf, die Aufnahmen der Überwachungskameras machen sprachlos. Ein Bein wie eine Guillotine. Eine Hinrichtung, mitten in Berlin? Torben P. lässt erst ab, als ein Passant couragiert dazwischengeht (siehe Seite 42).

Dass Torben P. der Polizei nie zuvor aufgefallen ist, dass er aus gutem Hause stammt und den Philosophen Immanuel Kant als jemanden bezeichnet, der ihn „inspiriert“, hebt ihn zwar von anderen Gewalttätern ab. In seiner Wirkung fügt sich dieser jüngste Exzess aber nahtlos ein in die Reihe von Überwachungsvideos und deren erschütternde Sequenzen von Tritten, Schlägen, von blinder Raserei.

Bilder, die heutzutage millionenfache Verbreitung finden, im Fernsehen, im Internet, in Zeitungen und Zeitschriften – und die vor allem eines vermitteln: dass es jeden treffen kann.

In den Städten lassen deshalb Eltern ihre Kinder, wenn es dunkel geworden ist, nicht mehr allein S-Bahn fahren, alte Menschen gehen ungern aus dem Haus. Es ist die Kapitulation vor der Angst, ein Teilrückzug aus dem öffentlichen Raum. Und die anderen, die sich nicht zurückziehen können oder wollen, fragen sich, was man tun kann, um sich vor der Bedrohung zu schützen. Bloß keinen Teenager mehr auffordern, die Schuhe vom Sitz zu nehmen oder die Kippe auszumachen? Keinem in die Augen blicken, der aussieht, als könnte er demnächst losdreschen? Oder mit erhobenen Fäusten auf einen Angreifer losgehen in der Hoffnung, ihn durch Gegengewalt möglichst schnell außer Gefecht zu setzen?

Die Furcht vor Aggression sickert mit jedem neuen Fall tiefer in das kollektive Bewusstsein. Es ist nicht mehr das Problem von Polizei, von Schulen oder von Verkehrsbetrieben, sondern das Problem aller, die diese Angst einmal gespürt haben. Wenn man es aber wirklich lösen will, muss man die Mordswut begreifen.



Angriff in den Morgenstunden

Mehrere Angreifer schlagen und treten an einem Morgen im Juli 2009 einen Mann in einem Hamburger S-Bahnhof nieder – gefährlich nah an der Bahnsteigkante. Das Opfer bleibt hilflos auf dem Boden zurück.





Angeklagter Intensivtäter Simon: Zufall, dass es noch keinen Toten gab

Man muss die Ursachen der Gewalt analysieren und eine Antwort auf die Frage finden, wie sie sich verhindern lässt.

Man kann am Fall von Simon und David aus Frankfurt viel lernen: wie langsam die Justiz arbeitet; wie schwierig es ist, zwei Jungs vom Losschlagen abzuhalten; wie sich die Gewalt beschleunigt, wenn sie niemand bremst.

Die beiden zählen zu jenem aggressiven Prozent der Jugendlichen, das am Rand von Klein- und Großstädten lebt, am Rand der Gesellschaft; das die Welt als ungute Mischung aus Angst, Kälte und der Macht des Stärkeren betrachtet und daraus den gefährlichen Schluss ableitet: Wenn ich überleben will, muss ich so brutal sein wie das Leben selbst.

Simon und David stammen aus dem Frankfurter Norden, aber wenn man die Mitteilungen der Polizei liest, könnten sie auch woanders leben. In Hagen zum Beispiel, in Berlin, Hamburg oder München.

Am Bahnhof von Hagen prügeln vier 16 Jahre alte Jugendliche im vorigen Jahr auf einen 33-jährigen Mann ein, der sie davor gewarnt hatte, nicht zu nahe ans Gleis zu treten. Sie attackierten den Mann mit Tritten und Schlägen, er wurde später mit Prellungen, einer Gehirnerschütterung und einem Nasenbeinbruch ins Krankenhaus gebracht.

In Hamburg begann ein 16-Jähriger im vergangenen Sommer mit einem 19-Jährigen zu streiten, der mit einem Freund am Jungfernstieg auf die S-Bahn wartete. Vor laufenden Überwachungskameras stieß der 16-Jährige plötzlich mit einem Messer zu. Der 19-Jährige starb noch im Bahnhof.

In Berlin überfielen im Februar vier Jugendliche, 14 und 17 Jahre alt, am U-Bahnhof Lichtenberg einen 30-jährigen Maler. Sie prügeln ihn die Treppe hinunter, traten ihn ins Koma. Bis heute muss das Opfer behandelt werden. Die Täter kannten ihr Opfer nicht – sie hatten es wohl nur auf sein Handy abgesehen.

Allein in Berlin weist die Kriminalstatistik des vorigen Jahres 4446 Fälle von Körperverletzung in Bussen, Zügen oder Bahnhöfen aus. Es passiert immer wieder, in den Fahrzeugen, an Haltestellen, in Tunnels und Bahnhofsebenen: an zugigen Zwischen- und Transitorten, wo Fremde auf engem Raum beieinandersitzen oder sich aneinander vorbeidrängen, für kurze Momente zur Nähe gezwungen. Wo ein falsches Wort, ein abfälliger Blick genügt, um eine Katastrophe auszulösen.

Und immer wieder sind es junge Kerle, manchmal allein, meistens zu zweit, zu dritt, zu viert, oft randvoll mit Alkohol. Die Brutalsten sind der Polizei meist

schon vorher aufgefallen, als Diebe oder Schläger. Früh verrohte Existenzen, die sich als die härtesten Verlierer empfinden und durch Härte zu Gewinnern werden wollen, indem sie von anderen das einfordern, was sie selbst gern hätten, aber ohne Gewalt nicht bekommen: den iPod, ein Smartphone, die Lederjacke. Sie wollen Respekt und Anerkennung, sie wollen den Aufstieg erzwingen und klettern auf den dunklen Stufen der Gesellschaft ein Stück weit nach oben, als düstere Emporkömmlinge, wie Kinder aus der Finsternis.

Es ist nur Zufall oder Schicksal, ob ihre Opfer mit Rippenprellungen davorkommen, mit zertrümmerter Nase, oder ob sie an den Folgen der Gewaltorgie sterben. Es hängt an einem Hieb auf die falsche Stelle, an einem Tritt zu viel, ob eine Attacke nur in den Meldungsspalten endet oder auf den Titelseiten.

Nach jedem neuen Exzess streiten Politiker, Richter, Sozialarbeiter darüber, wie mit den jungen Tätern umzugehen sei. Reflexhaft wurden auch vergangene Woche, nach dem Drama in der U-Bahnstation Friedrichstraße, wieder schärfere Gesetze gefordert, höhere Strafen, null Toleranz (siehe Kasten Seite 36). Und ebenso absehbar folgt die Gegenreaktion, die These, dass die jungen Schläger vor allem Opfer ihrer Umgebung, ihrer Biografie, ihrer Aussichtslosigkeit seien.

Es ist eine Debatte der Extreme: Verfolgung oder Verständnis, Dämonisierung oder Banalisierung.

Dämonisierung, weil die Gewalt unbegreiflich ist. Stumpfe, matschige Sekunden auf den Bildern einer Überwachungskamera. Wer die Gewalttäter zu Bestien macht, zu Exempeln des schlechthin Bösen, liefert seinen Lesern oder Wählern die Erklärung für das Unbegreifliche gleich mit: Monster sind Monster, weil sie nicht anders können. Monster sind unbezähmbar, wild, kein Teil von uns.

Die Banalisierung setzt später ein, wenn die Gesellschaft schuld sein soll an der Aggressivität. Es ist ein beliebtes Argument der Sozialarbeiter, der Soziologen und der Strafverteidiger. Auch Kriminologen tragen zur Banalisierung des

BORIS ROESSLER / PICTURE-ALLIANCE / DPA



Probesitzen im Knast

Die Koalition will Jugendliche durch Kurzaufenthalte im Arrest abschrecken.

In seinem Gerichtssaal verschafft sich Andreas Müller schnell Respekt, der Jugendrichter aus Bernau bei Berlin ist für seine strengen Urteile bekannt. Seit dem Tod seiner Kollegin Kirsten Heisig hat er deren Rolle als öffentlicher Mahner übernommen, als einer, der jugendliche Schläger rasch und entschlossen aburteilt.

Anders sieht es aus, wenn er spät-abends unterwegs ist. „Nachts fahre ich nie mit der S-Bahn, da habe ich Angst“, sagt Müller. Er kennt seine Kundschaft, spürt ihre Aggressionen schon von weitem. Wenn er nicht in Robe ist, geht er den harten Jungs lieber gleich ganz aus dem Weg – und fährt Taxi.

„Gewalt gehört zum Alltag“, sagt Müller, „sie ist härter geworden.“ Und öffentlicher, weil Überwachungskameras Gewalttaten aufzeichnen und die Videos im Internet landen: „Nun kann sich jeder selbst ein Bild machen von dem, was wir Richter seit langem beobachten.“

Vorige Woche zeigten Aufnahmen aus dem Berliner U-Bahnhof Friedrichstraße eine brutale Attacke des 18-jährigen Torben P. Bei Deutschlands Sicherheitspolitikern führten sie prompt zur gewohnten Wirkung. Vor allem Unionsleute wie Wolfgang Bosbach, Joachim Herrmann oder Frank Henkel kritisierten die angebliche „Kuscheljustiz“. Erneut wollen sie noch härter und schneller durchgreifen, „null Toleranz“ zeigen, Alkohol im Nahverkehr verbieten oder uneinsichtigen Tätern zur Strafe das Autofahren untersagen.

Dabei hat die Koalition eine Verschärfung der Rechtslage längst geplant. Die Höchststrafe für von Jugendlichen begangene Morde soll von 10 auf 15 Jahre steigen, und es soll Schnupperwochen im Gefängnis geben: Ein maximal vierwöchiger Warnschussarrest soll junge Schläger mit einer Bewährungsstrafe spüren lassen, welchem Schicksal sie gerade noch einmal entronnen sind. Bundesjustizministerin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger (FDP) will ein entsprechendes „Gesetz zur Verbesserung der jugendgerichtlichen Handlungsmöglichkeiten“ vorlegen.

Jugendrichter Müller hat derartiges Probesitzen bereits vor zehn Jahren in Einzelfällen verhängt. Doch 2004 wurden solche Maßnahmen vom Bundesverfassungsgericht gestoppt. Er wünscht



Schüler Torben P.
Härter und schneller durchgreifen

Alarmsignal

Wegen Körperverletzung tatverdächtige Jugendliche, 14- bis unter 18-Jährige

Anstieg 1995 bis 2008 bei Körperverletzung insgesamt:

+92%

zum Vergleich:
Anstieg der gesamten Jugendkriminalität:

+4,5%



sich das Instrument schnellstens zurück. „Es kann nur helfen, wenn junge Gewalttäter schon mal am Freiheitsentzug schnüffeln können“, sagt er, „schaden tut’s auf keinen Fall.“

Doch genau das ist umstritten. Der Deutsche Richterbund hält sie für wirkungslos, SPD-Innenpolitiker Dieter Wiefelspütz erklärte, das vorhandene Sanktionsinstrumentarium reiche völlig aus. Zudem bestehen Zweifel an der abschreckenden Wirkung der Schnupperzeit. Im Jugendarrest liegt die Rückfallquote bei 70 Prozent; die Maßnahme schneide auffällig ungünstig ab, heißt es dazu in einer Studie der Universität Konstanz aus dem Jahr 2010.

Auch wenn es viele Bürger angesichts spektakulärer Fälle anders empfinden: Die polizeiliche Kriminalstatistik weist bei gewalttätigen Jugendlichen rückläufige Zahlen aus. Das zeigt sich sogar in Großstädten, die wegen sozialer Brennpunkte und hohem Migrantenanteil an der Bevölkerung besonders betroffen sind.

In Berlin sank die Zahl der Tatverdächtigen im Alter von unter 21 Jahren 2010 im Vergleich zum Vorjahr um 7,5 Prozent – und liegt damit im Bundes-trend. Mit 28814 Tatverdächtigen ist dies der niedrigste Wert seit Einführung der Kriminalstatistik für ganz Berlin im Jahr 1991.

In München verzeichnen die Behörden für 2010 einen Rückgang der gewalttätigen Kinder und Jugendlichen um rund 18 Prozent im Vergleich zum Vorjahr. Hamburg meldet minus 5,9 Prozent, selbst die Zahl der wegen Körperverletzung Verdächtigen ist hier zurückgegangen.

Allerdings nimmt nach Einschätzung von Fachleuten wie Müller die Brutalität zu. Und in der Statistik spielt die demografische Entwicklung eine zentrale Rolle. Wenn es weniger Jugendliche gibt, sinkt auch die Zahl der Verbrechen.

Eine „pauschale Dämonisierung der Jugendkriminalität“ sei keineswegs gerechtfertigt, heißt es in der Konstanzer Studie. Dass junge Menschen häufiger als ältere Leute in der Kriminalitätsstatistik auftauchen, habe auch den einfachen Grund: Sie flögen eher auf, weil sie „unprofessioneller“, „gelegenhastesteuert“ und „wenig planvoll“ seien.

Die Verhältnisse haben sich geändert, auch bei Müller. Viele junge Leute hätten inzwischen begriffen, dass brutale Schläger nicht mit 30 Arbeitsstunden davonkämen, sagt er: „Eine härtere Justiz hat mittlerweile viele Straftaten verhindert.“

FRANK HORNIG,
MARCEL ROSENBACH, ANDREAS ULRICH

Probleme bei, wenn sie auf sinkende Tatverdächtigenzahlen verweisen. Nur: dass die Brutalität gestiegen und die Hemmschwelle gesunken ist, dass die unheimliche Eskalation angekommen ist am Hamburger Jungfernstieg, am Münchner Arabellapark oder in der Berliner Friedrichstraße, im Herzen deutscher Metropolen, das ist ebenso Realität.

Die Debatte um Aktion und Reaktion verebbt, sobald die Täter gefasst sind und geständig, sobald das Sühnebedürfnis des Publikums befriedigt scheint. Zurück bleiben Polizisten, Staatsanwälte, Richter, Psychologen, Kriminologen und Eltern mit ihren Fragen. Fragen nach dem Warum. Was macht zwei 17-Jährige zu Schlägern? Wie verhindert man, dass sie klauen, drohen, erpressen, prügeln, Angst verbreiten? Wann muss Prävention, wenn sie wirken soll, einsetzen? Und wie kann es sein, dass vorigen Donnerstag, während bundesweit noch über Torben P. diskutiert wird, in der Berliner U-Bahn-Station Amrumer Straße die nächsten drei Schläger auf einen 21-Jährigen eintreten und ihn mit einem Messer verletzen?

Um Antworten zu erhalten auf die Frage, wie ein junges Leben für ein paar Sekunden außer Kontrolle geraten kann, hat die Ethnologin Anna Verena Münch Vollzugsakten junger Gewalttäter im Gefängnis Wriezen in Brandenburg ausgewertet und elf von ihnen zu längeren Gesprächen getroffen.

Die Jugendlichen empfinden im Vorfeld ihrer Taten Gefühle wie Unruhe, Spannung, Aktionsbereitschaft. Sie seien bereits vor einer Schlägerei in einer Art Angriffslaute, bereit, auf einen beliebigen, als Provokation empfundenen Reiz auch mit Gewalt zu reagieren, sagt Münch. Ihre Doktorarbeit trägt den Arbeitstitel „Die Langeweile totschiessen“. Manche der von ihr Befragten sprachen von einer Art Rauschzustand während der Attacken. Einer sagte: „Ich konnte in dem Moment einfach nicht mehr aufhören.“

Der Marburger Psychologe Helmut Remschmidt war bei einem der Verfahren gegen David und Simon als Gutachter bestellt. Remschmidt leitete von 1980 bis 2006 als Direktor die Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie in Marburg, er hat sich sein Leben lang mit straffälligen Kindern und Jugendlichen beschäftigt. Als Sachverständiger befragte er junge Diebe, Schläger und Mörder und erforschte, wie sich kriminelle Laufbahnen entwickeln.

Remschmidt sagt: „Nur fünf bis acht Prozent der jungen Delinquenten werden zu chronischen Straftätern.“ Das Problem ist, dass niemand vorher weiß, wer später die fünf bis acht Prozent sein werden.

Auch mit Simon und David hat Remschmidt stundenlang gesprochen, mehrmals. Die beiden Gutachten umfassen 77 Seiten. David sei leicht überdurchschnittlich schlau mit einem Handlungs-IQ von

Ein ganz normaler Monat

Meldungen über Körperverletzungen durch tatverdächtige Jugendliche und Heranwachsende im April 2011

Beispiele aus Berlin

8. April, Mitte

Sechs Jugendliche zwischen 13 und 18 Jahren schlagen drei Gleichaltrige blutig und lassen sich dafür von ihren Freunden feiern.

9. April, U-Bahn, Linie 9

Drei junge Frauen zwischen 17 und 19 Jahren verletzen eine 27-Jährige, die sie aufgefordert hatte, Pöbeleien in der U-Bahn zu unterlassen.

13. April, Neukölln

Zwei 20-Jährige stechen einen Gleichaltrigen nieder und bringen ihm lebensgefährliche Verletzungen bei.

13. April, Steglitz

Ein Gymnasiast wird am Nachmittag von vier Personen angegriffen und erleidet eine Gehirnerschütterung und Platzwunden im Gesicht und am Oberkörper.

14. April, Spandau

Zwei 13-Jährige verletzen gegen 18.15 Uhr einen 12-Jährigen durch Schläge ins Gesicht und rauben ihm das Handy.

15. April, Kreuzberg

Zwei 18-Jährige schlagen nachts gegen 2.30 Uhr einen 42-Jährigen und seine Begleiterin zusammen, sie stehlen ein Handy und eine Tasche.

15. April, Reinickendorf

Drei Jugendliche verletzen einen Mann schwer am Kopf, der sie zur Rede stellte, als sie einem Jungen Handy und MP3-Player abnahmen.

18. April, Neukölln

Zwei junge Männer bringen gegen 8 Uhr morgens mit einem Baseball-Schläger einem Kioskbesitzer schwere Kopfverletzungen bei.

21. April, Prenzlauer Berg

Ein 18-Jähriger, der in einem Park Streit mit Passanten gesucht hatte, traktiert gegen 0.40 Uhr einen Hauptkommissar mit Schlägen und Tritten.

24. April, U-Bahnhof Friedrichstrasse

Ein 18-Jähriger tritt brutal auf den Kopf eines 29-Jährigen ein. Die Tat wird von einer Überwachungskamera aufgenommen, die Bilder lösen bundesweit Entsetzen aus. Der Täter stellt sich kurz nach der Tat, ebenso sein 18 Jahre alter Begleiter.

28. April, Wedding

Drei Unbekannte verletzen einen 21-Jährigen auf einem U-Bahnhof mit einem Messer und treten auf den Gestürzten ein.

109. Simons Intelligenzquotient liege dagegen bei 80, er sei schnell reizbar und sehe, fast wie ein Schizophrener, jedes Wort als Angriff. Beide hätten kein richtiges Zuhause gehabt, obwohl sich Davids Mutter bemüht habe. David hat einen Realschulabschluss, sei zwar leicht depressiv, so Remschmidt vor Gericht, habe aber trotzdem gute Aussichten auf eine Lehrstelle. Simon hat einen Hauptschulabschluss, war Klassensprecher und herausragend in seiner Fußballmannschaft.

Die beiden hätten nach ein paar Prügeleien genug haben können von der Gewalt. Nicht jedes Leben eskaliert vom Diebstahl über die einfache und schwere Körperverletzung, über Raub bis zu Mord und Totschlag. Mit 25 enden die meisten kriminellen Karrieren, auch die Gewalt, sagt Remschmidt. Er sagt aber auch, er habe nicht vorhersehen können, wie weit sich die Spirale der Gewalt bei David und Simon noch fortsetzen sollte.

David war 16, als er 2006 erstmals mit der Justiz in Kontakt kam. Er hatte mit seiner Clique einen MP3-Player gestohlen und drohte dem Beklauten mit dem Tod, falls der die Polizei rufe: sechs Monate Jugendstrafe auf Bewährung wegen räuberischer Erpressung. Er sprühte einem Mann Pfefferspray ins Gesicht, weil der offenbar ausgeraubt werden sollte: zehn Monate Jugendstrafe auf Bewährung.

Simon tauchte mit 14 in den Akten der Staatsanwaltschaft auf, das Verfahren wegen Diebstahls wurde eingestellt. Mit 17 schlug er jemandem drei Vorderzähne aus, prügelte sich auf einem Schulhof, hielt Wache, als Freunde 30 Flaschen Rum bei Lidl mitgehen ließen, und schlug später einer Angestellten des Supermarkts mit der Faust ins Gesicht. Er klaut ein T-Shirt im Wert von 49,90 Euro, stahl ein Handy und eine Packung Zigaretten, versuchte es nach einem Disco-Besuch mit Erpressung und drohte jedem, der nicht gleich nachgab, mit Prügel, dem Messer und dem Tod. Sein Strafkonto: vier Wochen Jugendarrest, dann ein Jahr und sechs Monate Jugendstrafe.

Typisch sind die Fälle von David und Simon insofern, als es bei beiden mehrere Monate dauerte, bis die Urteile gesprochen waren, auch weil die Frankfurter Jugendstaatsanwälte von einem Berg aus Akten erdrückt werden. Doch selbst wenn David und Simon unmittelbar nach der Tat zur Verantwortung gezogen worden wären: Was hätte im Namen des Volkes mit ihnen geschehen sollen? Hätte man sie nach dem ersten geklauten Handy wegsperren sollen und hoffen, dass sie sich nach dem Knast reumütig in die Gesellschaft einsortieren? Oder ihnen immer neue Chancen geben?

Bisher hinterließen die beiden nur Verletzte, keinen Toten, aber das kann Zufall sein. Eines ihrer Opfer trägt heute eine 22 Zentimeter lange Narbe am Bauch,

weil es einem anderen Mann, den die beiden attackierten, zu Hilfe eilen wollte.

Das Fatale ist, dass man sich nach solchen Taten fragt, ob es überhaupt richtig ist einzuschreiten und zu helfen. Der Manager Dominik Brunner drehte sich im September 2009 nicht weg, als er sah, dass vier Jugendliche in der Münchner S-Bahn beschimpft und angepöbelt wurden. Er blickte den Tätern ins Gesicht, er ermahnte sie und rief mit dem Handy die Polizei. Brunner war kein Wegschauer, er war nicht voller Angst. Er wollte kein Opfer sein und wurde schließlich doch eines.

Auf dem Bahnsteig in München-Solln kam es zur Schlägerei zwischen ihm und den beiden Tätern. Brunner ging zu Boden, die beiden traten und schlugen weiter auf ihn ein, mindestens 22-mal. Er starb im Krankenhaus. Die Täter wurden in erster Instanz zu langen Gefängnisstrafen wegen Mordes und wegen Körperverletzung mit Todesfolge verurteilt.

Mehrere Zeugen berichteten der Polizei allerdings, dass Brunner den ersten Schlag gesetzt habe, nachdem er und die Täter aus der Bahn gestiegen waren. In das Glück, in ihm einen Helden gefunden zu haben, mischt sich die bange Frage, ob Brunner die Brutalität hätte verhindern können, wenn er nicht den ersten Hieb geführt hätte. Er ist ein Held, aber sein Fall hat die Unsicherheit nicht gemindert.

Ständig melden sich Experten mit Tipps, was jeder tun könne, der in eine gefährliche Situation gerät. Doch so wichtig Zivilcourage auch ist, sie kommt meist zu spät, um Gewalt zu verhindern. Man muss vielmehr nach den tieferen Ursachen der Aggressivität fahnden, auch die Frage stellen, woher die zerstörerische und selbstzerstörerische Gewalt kommt. Und was man tun kann, um sie im Keim zu ersticken.

„Das Zauberwort ist: ‚früh‘“, sagt Franz Joseph Freisleder. Er ist Ärztlicher Direktor des Heckscher-Klinikums für Kinder- und Jugendpsychiatrie in München, täglich blicken er und seine Mitarbeiter den Folgen zerbrochener Familien ins Gesicht: schreienden Kindern, depressiven oder zornigen Jugendlichen. Am schlimmsten



Kriminalbeamter Hildebrand: Ein eigener Polizist für jeden Mehrfachtäter?

sind die Wochenenden, sagt Freisleder, wenn die Eltern genug Zeit haben und diese zum Streiten nutzen. Das Wochenende ist die Zeit der Notfälle. Die Stationen in seiner Psychiatrie sind dann zu 120 Prozent belegt.

„In den Familien spielen sich Szenen ab, die machen einem Angst“, sagt er. Einmal hatte er einen acht Jahre alten Jungen in Behandlung, der vom Balkon springen wollte, weil er das Gebrüll und das Gezänk zwischen seinen Eltern nicht mehr ertragen konnte. Freisleder nennt solche Kinder „early starter“. Sie sind schon früh unfähig, sich in die Familie und die Gesellschaft einzuordnen. Zwar werden nicht alle von Freisleders jungen Patienten straffällig oder aggressiv, aber sie gehören zu den riskanten Fällen. „Da müssen wir gleich den Fuß in die Tür reinbringen, sonst sind die verloren. Eigentlich müssten sie sofort raus aus der Familie.“

Je früher raus, desto besser, notfalls mit dem Zwang des Staates, sagt Freisleder.

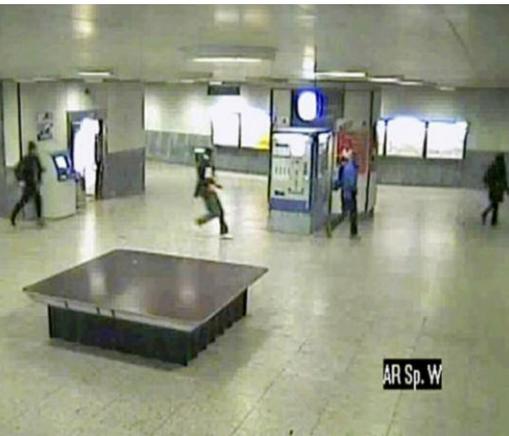
Die bisher längste Präventionsfeldstudie startete 1962 in Ypsilanti, US-Bundesstaat Michigan. Pädagogen wählten in der Kleinstadt aus sozial schwachen afroamerikanischen Familien 123 Kinder aus, von denen sie vermuteten, dass sie in der Schule früh scheitern würden. Sie förderten zwei Jahre lang 58 Kinder im Alter von drei bis vier Jahren, fünf Tage wöchentlich und je zweieinhalb Stunden, in kleinen Gruppen spielerisch in Musik, Sprache

und Mathematik. Eine Kontrollgruppe mit 65 Kindern wurde nicht gefördert.

Bis heute erforschen die Mitarbeiter der Perry-Preschool-Studie das Leben der Teilnehmer, zuletzt im Alter von 40 Jahren. Die Ergebnisse sind erstaunlich: Obwohl sie nur zwei Jahre lang im Kleinkindalter betreut wurden, sind die inzwischen Erwachsenen intelligenter, haben einen höheren Schulabschluss, verdienen mehr Geld und kommen seltener ins Gefängnis als die Ungeförderten. 32 Prozent der geförderten Kinder wurden bis zu ihrem 40. Lebensjahr wegen Gewaltdelikten inhaftiert, aber 48 Prozent der ungeförderten. Jeder Dollar, der zu Beginn der Studie investiert wurde, brachte am Ende 12,90 Dollar Gewinn – durch höhere Steuereinnahmen und weil Strafverfahrens- und Vollzugskosten sowie Fürsorge eingespart wurden.

Sollte die Gesellschaft ihre Problemfälle von übermorgen also im Kindergarten aufspüren? Oder kann man sie noch zeitiger vor dem Abdriften bewahren, womöglich schon im Bauch der Mutter?

Dormagen liegt am Rhein, südlich von Düsseldorf, 63 000 Einwohner, 474 Neugeborene im Jahr 2009. Die Stadt hat sich vor einigen Jahren dazu entschlossen, armen Eltern, Alleinerziehenden oder jungen Müttern so früh wie möglich zu helfen, den Risikofamilien. Sozialarbeiter klingeln bei allen Eltern, ob arm oder reich, die gerade ein Kind bekommen haben, rund 500 Babybesuche im Jahr, auch



AR Sp. W

Brutale Rache für die Ermahnung

In einem Münchner U-Bahnhof schlagen ein 17- und ein 20-Jähriger im Dezember 2007 einen wehrlosen Rentner beinahe tot. Der Mann hat die Täter zuvor ermahnt, im U-Bahn-Waggon ihre Zigaretten auszumachen.



AR Sp. W



PETER SCHINZLER

Betreuer Makella, Schüler: „Diese Jungs sind traumatisiert“

wenn sich einige Väter und Mütter, die zum Beispiel Lehrer sind und ihren Sohn Fynn nennen, über einen Sozialarbeiter vor der Haustür zunächst eher wundern.

Man kann die Babybesuche in Dormagen als Eingriff des Staats in das Privatleben seiner Bürger sehen. Möglich aber, dass es die perfekte Strategie einer Stadt ist, um Risikofälle früh zu erkennen – und zu verhindern, dass die Gewalt in die Köpfe ihrer Töchter und Söhne gelangt.

Petra Kleist parkt ihren Ford vor einem Mehrfamilienhaus im Stadtzentrum von Dormagen, drückt die Klingel und nimmt die Treppe in den zweiten Stock. Sie arbeitet als freiberufliche Familienhebamme, das Jugendamt hat sie beauftragt. Sie ist zuständig für schwere Fälle, trotzdem fröhlich, herzlich, eine zupackende Frau.

Sie tritt durch die Tür, der Fernseher läuft, auf dem Tisch sieht sie einen Aschenbecher mit Zigarettenstummeln. Es ist nicht ihre Lieblingsversion einer Wohnung, in der ein sieben Monate alter Junge gedeiht, aber sie sagt nichts. Das Vertrauen zu der Mutter und dem Kind ist ihr wichtiger als der Aschenbecher.

Die Frau, die Petra Kleist an diesem Tag besucht, ist 20 Jahre alt. Sie hat bereits Erfahrung mit Sozialarbeitern gesammelt, als sie noch bei ihren Eltern wohnte. Als Mädchen besuchte sie eine Förderschule, eine Ausbildung hat sie nicht. Kleist fuhr erstmals zu ihr, als die junge Frau noch schwanger war, übte mit

ihr, richtig zu atmen, und erklärte, wie sie mit den Wehenschmerzen umgehen solle. Sie half ihr, den Sohn lieben zu lernen, noch bevor er geboren war.

Die Mutter spricht inzwischen sehr offen über sich, sie sagt: „Ich wusste vorher fast nichts über Babys.“ Sie sitzt auf dem Sofa und erzählt Petra Kleist mit unsicherer Stimme, dass ihr Junge den ganzen Tag lang esse, sie fragt auch, ob das zu viel sei für ein sieben Monate altes Kind. Sie hatte am Anfang wenig Vertrauen zu der Familienhebamme, es hat lange gedauert, das Verhältnis ist aber durch die kleinen Kindertragödien gereift.

Als der Junge von einem schweren Magen-Darm-Virus durchgeschüttelt wurde, eilte Petra Kleist sofort zur Mutter und sorgte dafür, dass ihr Sohn ins Krankenhaus gebracht wurde. Inzwischen duzen sich die von der Stadt entsandte Helferin und die junge Mutter. „Ich kann Petra alles fragen, das gibt mir Sicherheit.“ Kleist sagt: „Du machst das alles super.“

Sie blättert durch das gelbe Heft, in dem die Pflichtbesuche beim Kinderarzt vermerkt sind, und kontrolliert die Einträge. Sie ist Hilfsmutter für die 20-Jährige, Ersatz-Oma für deren Sohn, das Ein-Frau-Präventions-Team von Dormagen.

Es gibt Zahlen, die für das Hebammenmodell sprechen. Sechs Kinder musste die Stadt 2010 aus ihrer Familie holen und in Heimen unterbringen, in früheren Jahren waren es durchschnittlich 20 Kinder jähr-

lich, die vorübergehend von ihren Eltern getrennt wurden. Zudem musste Dormagen im letzten Jahr nur zwei Familien das Sorgerecht für ihr Kind entziehen. Bundesweit stieg die Zahl der Sorgerechtsentzüge in den vergangenen Jahren stark an, zuletzt lag sie bei rund 12.200.

Kein Zweifel: Die Babybesuche der Sozialarbeiter machen sich für Dormagen bezahlt. Aber wie viel Geld die Stadt genau spart, weiß niemand. Für eine wissenschaftliche Bewertung fehlen Mittel.

Überhaupt lässt sich schwer sagen, wie gut oder schlecht die jeweiligen Einzelprogramme und Präventionsinitiativen wirken. Miserabel würden die meisten Projekte überprüft, kritisiert das Deutsche Jugendinstitut in München.

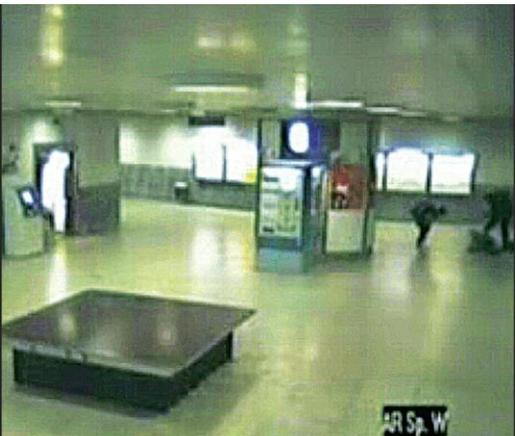
Insofern ist das Hausbesuchsprogramm der Stiftung Pro Kind aus Hannover eine kleine Revolution. Vor mehr als vier Jahren startete das erste von Wissenschaftlern begleitete Projekt, bei dem erstgebärende Frauen von der Schwangerschaft bis zwei Jahre nach der Geburt von Familienbegleiterinnen betreut werden. Eine Kontrollgruppe bekam keine Hausbesuche. Ein Erfolg lässt sich immerhin messen: Der Wortschatz der Kinder aus der betreuten Gruppe ist größer als der von unbetreuten Gleichaltrigen.

Simon und David aus Frankfurt wurden als Kinder nicht besonders gefördert, dazu kommt, dass sie schnell Kontakt zu anderen Jungs hatten, die auch nichts mit sich anzufangen wussten. Simon wurde in Frankfurt geboren, seine Eltern stammen aus Eritrea und trennten sich, als Simon drei Jahre alt war. Seine Mutter ging zurück in ihre Heimat, der Sohn hatte keinen Kontakt mehr zu ihr. Sein Vater sei zwar redlich bemüht, den Sohn zu erziehen, wie Psychologe Remschmidt vor Gericht versicherte, erfolgreich war er damit aber nicht. Auch David hatte niemanden in seiner Familie, der in der Lage gewesen wäre, Grenzen in seinem ausfransenden Leben zu ziehen. Sein Vater wurde eines Tages erstochen aufgefunden.

Simon und David wuchsen ohne Schranken auf, der eine ohne Mutter, der andere vaterlos, grenzenlos, in Bonames, einem



AR Sp. W



AR Sp. W



AR Sp. W

FOTOS V. L. N. R.: POLIZEI / DPA; AP; POLIZEI / DPA; DAPD; POLIZEI / DPA

Familienhebamme Kleist, Mutter, Baby
Risikofälle früh erkennen

Stadtteil im Frankfurter Norden. Sie wohnen zuletzt zwei Haustüren voneinander entfernt im Ben-Gurion-Ring, einer Ansammlung von Hochhäusern, die in den Siebzigern neben die A 661 gestellt wurden. In einer Ladenzeile gibt es einen Apotheker, einen Friseur, einen Bäcker, eine Boutique und einen Brillenladen. Für die wichtigen Dinge muss man nicht in die Stadt. Rum und Wodka verkauft der Lidl.

Neben deutschen Familien wohnen hier Türken, Russen, Sudanesen, Marokkaner, ein Mischmasch der Nationen. Die Gegend wird in Zeitungsartikeln meistens als „sozialer Brennpunkt“ abgehakt.

Wer aber kann diese Kinder deutscher Vorstadtghettos aufhalten, wenn ihre Eltern dazu nicht in der Lage sind? Bevor hilflos nach den Auslösern gesucht wird, ob das nun Killerspiele sein sollen, der Machismo mancher Migrantengruppen oder die vielen anderen Faktoren, die aber alle nicht erklären können, warum 99 Prozent der Jugendlichen trotzdem keine Kriminellen werden. Immerhin setzt sich allmählich die Einsicht durch, dass man das Problem nicht den Familien überlassen darf, wenn man es lösen will.

Der schwedische Psychologe Dan Olweus beschäftigt sich seit Jahrzehnten mit der Frage, wie sich Kinder und Jugendliche von der Gewalt abbringen lassen, bevor es zu spät ist, auch von psychischer Gewalt, von Mobbing. Olweus hat einen Plan für Lehrer und Schulleiter entwickelt, der als Anti-Bullying-Programm mit Erfolg in amerikanischen, norwegischen, finnischen, spanischen und irischen Schulen umgesetzt wird und nun auch in Deutschland ankommt.

Olweus fordert von jedem Lehrer, in seiner Klasse Regeln gegen Gewalt aufzustellen. Und er verlangt, standhaft zu bleiben gegen Regelverstöße, mit den Schülern über Probleme zu diskutieren und Gespräche mit gewalttätigen Kindern und deren Eltern zu führen. Er will dazu anleiten, Konflikte gewaltfrei zu lösen, gibt aber bei schwierigen Fällen auch den Rat,



JO SCHWARTZ / DER SPIEGEL

dass Schüler die Klasse oder die Schule zu wechseln. Klingt alles banal, aber der Vorteil des Programms liegt gerade darin, dass es leicht zu verstehen und mit wenig Aufwand umzusetzen ist. Viele Lehrer sind begeistert. Dan Olweus berichtet von einem Rückgang aggressiven Verhaltens um bis zu 50 Prozent an Schulen, die mit seinem Training arbeiten.

Das Olweus-Projekt ist ein erstes Zeichen dafür, dass der Staat und seine Beamten und Angestellten allmählich ein Problembewusstsein entwickeln: Eine Strategie muss her. Denn die Jugendlichen bloß zu ermahnen, der Aggression abzuschwören, ist keine Strategie. Auch Drohung und Abschreckung sind keine tauglichen Mittel – weshalb sogar Polizisten manchmal nicht mehr wie Polizisten wirken, sondern eher wie Sozialarbeiter.

Frank Hildebrand hat wie viele andere versucht, die Aggressiven unter den Kids am Ben-Gurion-Ring in den Griff zu bekommen. Er arbeitet als Jugendkoordinator im Frankfurter Polizeipräsidium, vorher schob er Dienst auf der Straße, jagte,

nahm fest, verhörte Diebe und Räuber und kümmerte sich, wie es bei der Polizei heißt, um die „jugendspezifische Gewaltkriminalität“. Das Problem jedoch war, dass die notorischen Diebe und Schläger immer von einem anderen Beamten vernommen wurden, je nachdem, in welchem Ortsteil sie gerade geklaut oder geprügelt hatten. Viele von ihnen brachten zur Vernehmung ihre Mutter mit, die den Beamten weinerlich versicherte, dass ihr Sohn ganz sicher nicht schuldig sei.

Hildebrand wollte das System effizienter gestalten, zudem hatte er die Auftritte mit den Müttern satt. Er wollte sich intensiver mit den „besonders auffälligen Straftätern unter 21“ befassen. Wie wäre es, wenn jeder dieser Mehrfachtäter einen eigenen Polizisten hätte, der auf ihn aufpasst, der regelmäßig mit ihm redet, als Kontroll- und Mahninstanz? Der mit dem Staatsanwalt Kontakt hält, mit Sozialarbeitern redet, mit den Jugendhelfern, den Lehrern und Eltern? Hildebrand ging es vor allem um Kontrolle und darum, den Jugendlichen zu zeigen, dass die Polizei sie



Eskalation nach Biereinkauf

Vier Verwandte attackieren im Januar 2009 einen Kioskverkäufer in einer Hamburger S-Bahnstation – mit einer Axt und Messern. Einer der Angreifer war beim Bierkauf mit dem Verkäufer in Streit geraten und hatte Verstärkung geholt.

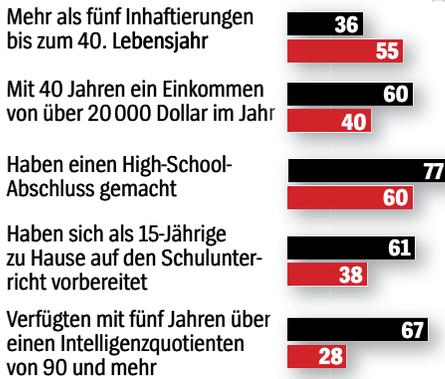


Segensreiche Förderung

Im Perry Preschool Project wurden von 1962 an die Lebensläufe von Kindern aus sozial schwierigen Verhältnissen verglichen. Ein Teil der Kinder bekam eine spezielle Vorschulförderung, der andere Teil ohne Förderung bildete die Kontrollgruppe.

■ mit Förderung ■ ohne Förderung

Anteile in Prozent



DER SPIEGEL

beobachtet. Er hat durchgesetzt, dass sich in Frankfurt ein Beamter um maximal fünf Problemfälle kümmert.

Frank Hildebrand ist Polizist mit ganzem Herzen, er will kein Sozialarbeiter sein, aber er sagt: „Für mich ist Haft keine Lösung.“

David und Simon vom Ben-Gurion-Ring standen fortan unter besonderer Beobachtung – so wie inzwischen weitere rund 70 Problemfälle unter 21. Die Jugendpolizisten suchen sie mindestens einmal im Monat auf und reden mit ihnen. „Gefährderansprachen“ nennt Hildebrand die Gespräche. Köln und Berlin haben ähnliche Programme für ihre Mehrfachtäter umgesetzt.

Ein gutes Dutzend Jungs und Mädchen fiel den Polizisten in Bonames immer wieder auf, das war der gefährliche Kern. „Klassische Anführer gab's dort aber nie“, sagt Hildebrand. Es gab keine Bande, höchstens eine Clique der Trostlosen, die entweder besoffen oder bekiffte am Siedlungstümpel herumhingen. Die Gewalt wurde befeuert von Whiskey, Rum und

Gras, nicht vom Wunsch nach dem organisierten Verbrechen.

Hildebrand hat mit seinen Kollegen lange versucht, Simon und David Grenzen zu ziehen. Er hat mit ihnen geredet, er wollte in ihre Köpfe. „Die beiden haben aber komplett auf stur gestellt.“

Seine Worte waren die Worte eines Polizisten, einer verhassten Autorität. Die „Privat-Cops“, wie sie Hildebrand nennt, halfen nicht. „Scheiß Hurensöhne und Nazis“, schrie David bei einer Festnahme, „Scheiß Bullen!“ Die Köpfe waren das Problem, es war zu spät.

David wurde im März 2008 wegen der Schlägerei in der U-Bahn vom Amtsgericht Frankfurt wegen gemeinschaftlicher Körperverletzung, Bedrohung und Beleidigung zu einem Jahr und neun Monaten Jugendstrafe verurteilt, ohne Bewährung.

Bei seiner Festnahme hatte David gebrüllt: „Ich komm sowieso nie in den Knast, weil die Richter im beschissenen Deutschland überhaupt nichts draufhaben.“ Simon wurde im Juni 2008 wegen vorangegangener Taten zu einer Jugendstrafe von einem Jahr und sechs Monaten verurteilt.

Doch David und Simon standen bald wieder vor ihrem Wohnblock am Ben-Gurion-Ring. Niemand hielt sie auf, also sollte es noch schlimmer kommen als in der U-Bahn.

Ein Versagen des Rechtsstaats? Sind deutsche Gerichte bei der Bestrafung zu lasch, wie vorige Woche Bayerns Innenminister Joachim Herrmann beklagte („Wer brutale Gewalt ausübt, muss in Haft“), weil der Berliner U-Bahn-Schläger Torben P. unter Auflagen auf freien Fuß kam? Haben die Scharfmacher vielleicht doch die besseren Argumente – jedenfalls wenn es um die fünf bis acht Prozent jugendlicher Intensivtäter geht?

Jugendrichter versuchen, zunächst ohne Gefängnisstrafe auszukommen. Das Jugendstrafrecht ist ein Jugenderziehungsrecht, im Jahr 2009 wurden in Deutschland nur 94 Jugendliche zu Jugendstrafen zwischen fünf und zehn Jahren verurteilt. In den meisten Fällen sprechen Jugendrichter zunächst Belehrungen

aus und verordnen Sozialstunden: Rasenmähen, Zaunstreichen, Schwimmbadputzen. Den Einmaltätern genügt das; die potentiellen notorischen Schläger, die Mehrfachkriminellen lassen sich jedoch mit Rasenmähen nicht zu besseren Menschen erziehen.

Es gibt Menschen, die zwischen Zaunstreichen und Knast noch einen Mittelweg sehen. Rupert Voß und Werner Makella, ein Schreiner und ein Hobbyboxer, versuchen in Taufkirchen bei München die kriminellen Karrieren von Jugendlichen aufzuhalten, bevor sie nicht mehr aufzuhalten sind: mit Hilfe von Boxhandschuhen, Kettensägen, Baumscheren.

Es ist ein kleines einmaliges Projekt namens „Work and Box Company“, das Voß und Makella aufgebaut haben. Der älteste bei ihnen ist 21, der jüngste 16, fast jeder ihrer Jungs besitzt längere Erfahrungen in den Bereichen Sachbeschädigung, Einbruch, Drogen oder Körperverletzung, also in wenig, womit einem die Münchner Arbeitsagentur eine Lehrstelle vermittelt.

Viele von ihnen haben auf der Straße und zu Hause so viel Angst und Brutalität erlebt, sagt Makella, dass er und sein Kollege lange Gespräche führen müssten, bevor sie die Jugendlichen mit roten Boxhandschuhen in den Ring steigen ließen. Die meisten hätten nie Vertrauen zu ihren Eltern aufgebaut, viele kennen ihren Vater nur als Quelle von Gewalt. „Diese Jungs“, sagt er, „sind traumatisiert.“

Voß und Makella geben den Jugendlichen, die bislang ziellos durch das Leben streunten, feste Aufgaben: Bäume fällen, boxen, aber auch Schulstunden. Wenn alle Aufgaben erfüllt sind, helfen die Sozialarbeiter bei der Suche nach einem Ausbildungsplatz. Die Jugendlichen erreichen ihre Ziele nach ungefähr acht Monaten. Die Lehrstelle oder eine weiterführende Schule finden Makella und Voß dann erstaunlich schnell. „Drei Tage“, sagt Makella, länger dauere das nicht. Ein Platz in der Company kostet 2500 Euro im Monat, bezahlt vom Münchner Jugendamt und dem Europäischen Sozialfonds.

Die Company-Chefs boxen mit ihren Jungs, weil Boxen Selbstvertrauen auf-



„Helft mir“

Wie ein Mann aus Bayern zum Helden im Berliner U-Bahn-Schacht wurde

Die Nacht zum Ostersonntag dieses Jahres begann gut für Georg Baur. Er feierte in Berlin mit einem Kumpel, trank Bier mit Tequila und tanzte ein wenig. Um halb vier Uhr morgens saß Baur auf einer Bank in der U-Bahnstation Friedrichstraße und drehte sich eine Zigarette, als er hörte, wie neben ihm zwei Jugendliche einen Mann mit braunen längeren Haaren ansprachen.

Baur weiß nicht mehr genau, was sie sagten, es ging darum, ob der Mann mit den braunen Haaren die Jugendlichen falsch angeschaut hatte. Baur sah, wie der Mann aufstand, wie die Jugendlichen angingen, ihn zu schubsen.

„Lasst gut sein“, sagte Baur zu den Jugendlichen, „geht heim.“

Baur war müde. Er hatte keine Lust auf eine Schlägerei, er wollte schlafen.

Er sagte einem der Jugendlichen, dass es doch egal sei, wen der Mann anschaut. Baur sah nicht, was hinter seinem Rücken passierte. Er hörte nur einen Knall. Ein Geräusch, wie er es nie vorher gehört hatte. Es war das Geräusch eines stumpfen Gegenstands, der auf einen Schädelknochen trifft.

Georg Baur war als Tourist in Berlin, er besuchte seine Schwester. Er lebt eigentlich in Bayern, im Dorf Hürnheim in Schwaben. Baur ist 21 Jahre alt, er arbeitet als Maler und wohnt bei seinen Eltern. Blumen wachsen in den Kästen vor seinem Fenster, sonntags nach dem Kirchengang kocht die Mutter Rouladen. In Hürnheim lässt man nachts die Türen offen, und wenn man Pfannkuchen brät und einem ein Ei fehlt, fragt man den Nachbarn. Man hilft in Hürnheim, wenn einer Hilfe braucht. Das ist die Welt von Georg Baur. In Hürnheim gibt es keine U-Bahn.

Als Baur den Knall hörte, am Ostersonntag in Berlin, ging er um eine Säule, die ihm die Sicht versperrte. Er sah den Mann auf dem Boden. Und er sah den Jugendlichen, es sah aus, als tanzte er vor Freude.

Dann ging der Jugendliche auf den Liegenden zu, als wollte er ihn treten. Baur packte den Jugendlichen an der

Jacke und nahm ihn in einen Würgegriff.

Baur kennt Rängeleien aus seinem Dorf in Schwaben. Wenn sich die Burschen vom Schützenverein treffen, wenn sie Bier aus Maßkrügen trinken, kracht es auch mal. Aber wenn jemand am Boden liegt, ist Ende, sagt Baur.

Er hielt den Jugendlichen fest und schaute auf den Mann, der am Boden lag. Er sah, wie Blut aus Mund und Nase lief und wie sich eine kleine Pfüze um sein Gesicht bildete. Er sah nun auch die anderen Menschen. Manche



Beschützer Baur: „Wenn er stirbt, seid ihr mit schuld“

liefen davon. Andere standen da und schauten zu.

„Helft mir“, schrie Baur. „Macht irgendwas, ruft die Polizei.“ Die Menschen standen da, schauten, schwiegen. „Helft mir“, schrie Baur wieder. Der Jugendliche in seinem Würgegriff wehrte sich. Baur wollte ihn festhalten, bis die Polizei kommt, falls die Polizei kommt, falls jemand die Polizei ruft. Er dachte nicht an den anderen Jugendlichen, bis er einen Tritt im Rücken spürte.

Baur fiel nach vorn. Er stützte sich ab und lockerte den Würgegriff. Er sah noch, wie die Jugendlichen rannten, und blieb allein zurück mit dem reg-

losen Mann und den reglosen Menschen. Baur sah die Blutlache und war sicher, dass der Mann tot sei. Er schrie den Menschen ins Gesicht, dass sie sich den Mann anschauen sollten. „Wenn er stirbt, seid ihr mit schuld“, brüllte er. Er schrie, bis die Polizei eintraf.

Baur konnte erst wieder denken, als er auf der Couch lag bei seiner Schwester in der Wohnung. Was war passiert? Warum hatte er geholfen und andere nicht?

Er vermutet, dass die Menschen unter Schock standen. Sie waren gelähmt und konnten nicht helfen. Das wäre der beste Fall. Es kann auch sein, glaubt er, dass die Menschen Angst und sich bewusst entschieden hatten, nicht zu helfen.

Baur sagt, dass er keine Entscheidung getroffen habe, bevor er half, und dass das sein Glück war.

„Hätte ich überlegt, wäre der Mann vielleicht tot“, sagt er.

Zivilcourage, so scheint es, entsteht nicht durch das Abwägen von Für und Wider. Sie entsteht dann, wenn Menschen wie Georg Baur zuerst an das Opfer denken und dann daran, was mit ihnen selbst passieren könnte, wenn sie helfen.

Ein paar Tage nach der Schlägerei schaute Baur im Internet ein Video, das eine Überwachungskamera von der Tat gemacht hatte. Er sah nun, was passiert war, als die Säule ihm die Sicht versperrt hatte. Er sah, wie der Jugendliche den Mann niederschlug und dann ein-, zwei-, drei-, viermal auf den Kopf trat.

Seit Baur diese Bilder gesehen hat, fragt er sich, ob er damit leben könnte, wenn er nicht geholfen hätte und der Mann gestorben wäre. „Ich könnte mein Leben lang versuchen, mein Gewissen damit zu beruhigen, dass ich einen Schock hatte“, sagt er, „aber ich glaube, das würde nicht klappen.“

Georg Baur ist mittlerweile wieder in Hürnheim im Haus seiner Eltern. Die Welt feiert ihn als Helden, aber für Baur ist diese Welt eine andere als vor Karsonntag. Er denkt an die harten Gesichter der Menschen, die nicht halfen.

Der braunhaarige Mann hat sich nicht gemeldet bei ihm. Aber die Mutter des Mannes hat Baur angerufen. Sie hat ihm gesagt, dass sie nicht weiß, wie sie ihm danken soll. Baur hat gesagt, dass sie ihm nicht zu danken braucht. Ist doch selbstverständlich, dass man hilft, hat er gesagt.

TAKIS WÜRGER

PETER SCHINZLER



ROLF OESER

Hochhäuser im Frankfurter Ben-Gurion-Ring: Rum und Wodka verkauft der Lidl

baut und gleichzeitig die Fähigkeit fördert, sich in andere hineinzusetzen. Boxen heißt die eigene Kraft beherrschen: kontrollierte Gewalt. Es ist verdammend anstrengend, die Jungs schnaufen und schwitzen, aber sie lernen, dass es auch andere Ventile gibt für ihre Aggressionen.

Simon und David aus Bonames haben so ein Angebot nie bekommen. Sie prügeln sich weiter, auch nach der Schlägerei in der U-Bahn, das war ihr Ventil. Ein Jugendrichter forderte David im April 2008 auf, ein Anti-Gewalt-Seminar zu besuchen und gemeinnützige Arbeit zu leisten, doch David erschien zu beidem nicht. Simon und David landeten in Untersuchungshaft, im Jugendarrest. Die Monate hinter Gittern machten sie nicht zu besseren Menschen, sie schreckten sie auch nicht davon ab weiterzuprügeln.

Ihre Freiheitsstrafen hatten Simon und David noch nicht angetreten, als sie im Juli 2008 zwischen den Hochhäusern einen Mann packten, den sie für einen Polizeispitzel hielten. Sie schlugen ihn, sie nannten das Abhärtung und eine „Straf-

expedition“. Irgendwann sprang ein anderer dazu, er wollte den Streit schlichten und Simon und David in Schach halten: einer gegen zwei Wütende, die immer zorniger wurden. Und dann zog Simon ein Klappmesser aus der Tasche, er stach seitlich ins T-Shirt des Helfers, das Messer drang auf der Höhe der Leber in den Körper. Der Verletzte musste notoperiert werden, die Ärzte machten ihm einen 22 Zentimeter langen Schnitt in den Bauch, um sein Leben zu retten.

So sind Simon und David über Frankfurt hinaus bekannt geworden. Die Zeitungen empörten sich: Warum hatten die Richter sie nicht gleich weggesperrt?

Florian Schneider gibt eine Antwort: „Die Täter werden in Watte gepackt, wir haben eine viel zu fürsorgliche Justiz.“ Schneider arbeitet als Rechtsanwalt in München, seine Mandanten sind oft jung, er vertritt auch jugendliche Schläger, oft Mehrfachtäter. Trotzdem sagt er: „Je länger ich diesen Job mache, desto mehr befürworte ich frühere Grenzen.“ Es vergehe zu viel Zeit, bis sich die Staatsanwälte

und Richter trauten, harte Strafen auszusprechen. Zuerst verordneten sie Sozialstunden, dann Arrest für zwei Tage, später für eine, noch später für vier Wochen. Viel zu lasch, findet Schneider, der Täter-Verteidiger.

Er hat zuletzt einen Mann vor Gericht vertreten, als Anwalt der Nebenklage, keinen Kriminellen. Sein Mandant heißt Michael R., die Schläge prasselten plötzlich auf ihn ein. Kein Täter, ein Opfer.

Es war Zufall, blödes Pech, dass R. zwei 19-Jährigen vor der Disco M-Park in München begegnet war, zwei Torkelnden, Besoffenen, gegen vier Uhr früh. Der Türsteher hatte die beiden vorher aus der Disco geworfen, weil sie Gäste angepöbeln hatten. „Was guckst du so blöd!“, soll einer von ihnen gerufen haben, und wenig später eskalierte der Streit derart, dass Michael R. am Boden lag und die beiden wild auf seinen Kopf eintraten.

Knochen krachten, Blut spritzte. Michaels Freundin warf sich auf ihn; ein paar Sekunden später, und er wäre vermutlich tot gewesen. Einer der nächsten Tritte, sagte der Rechtsmediziner vor Gericht, hätte sein Leben kosten können.

Die Polizei verhörte die beiden 19-Jährigen, nahm sie aber nicht fest. Michael R. war sowieso nicht ansprechbar, seine Gesichtsknochen waren zermatscht, der Oberkiefer vom Kopfskelett getrennt. Mit 14 Schrauben fügten Ärzte die Titanplatten unter seiner Haut zusammen, monatelang konnte er nur flüssige Nahrung zu sich nehmen. Er wird die Folgen jener Nacht für immer unter der Haut behalten. Sein Anwalt sagt, die Titanplatten werden wohl nie wieder entfernt werden.

Während des Prozesses vor dem Landgericht München I waren die Angeklagten bester Laune, vielleicht auch deshalb, weil sie keine Strafen fürchteten. Während Michael R. im Zeugenstand aussagte, er könne immer noch kein Fleisch kauen oder Zähne putzen, zischte ein Freund eines der Angeklagten im Zuschauerraum: „Soll er halt einen Leberkäs essen.“ Wenige Monate nach der Schlägerei vor der Disco prügeln sich die beiden er-

Angriff im vollbesetzten Wagen

In einer vollbesetzten S-Bahn in Hamburg gehen im Oktober 2009 junge Leute aufeinander los, treten, einer nimmt seinen Gegner in den Schwitzkasten. Die meisten Fahrgäste greifen nicht in den Streit ein.





FRANK LEONHARDT / PICTURE ALLIANCE / DPA

FC-Bayern-Vertreter 2009*: Der Held Brunner hat die Unsicherheit nicht gemindert

neut, weil sie immer noch nicht in Haft saßen. Am Ende plädierte der Staatsanwalt auf versuchten Mord. Die Richter schickten die Angeklagten für mehrere Jahre ins Gefängnis. Doch nun beginnt der Prozess wegen eines Formfehlers von vorn.

Michael R. ist das Opfer, er hat lebenslang. Die Schläge vergisst er nie, und zu überlegen ist, ob seine Erfahrung, Opfer zu sein, womöglich auch den Tätern dabei hätte helfen können, etwas von der Angst eines fast zu Tode Geprügelten zu spüren.

Kein Staatsanwalt, kein Richter kann ein Opfer dazu zwingen, dem Täter ins Gesicht zu blicken oder sogar die Hand zu reichen. Viele Schlägereien ließen sich dadurch aber verhindern. Nach einer Studie der Universität Marburg wurden nur 56 Prozent jener jungen Schläger rückfällig, die ihren Opfern die Hand gereicht hatten. Bei der Kontrollgruppe waren es über 80 Prozent. Noch ein Ansatz, wird er zu selten genutzt?

Es gibt inzwischen viele Programme, die Politiker und Sozialarbeiter gern Modellprojekte nennen und die jugendliche Straftäter nach dem Knast eingliedern sollen. Nicht alle sind erfolgreich, und von den wenigsten lässt sich sagen, ob sie auch langfristig wirksam sind. Der Tübinger Kriminologe Hans-Jürgen Kerner plädiert daher dafür, die Modellprojekte zunächst nur als „Experimente“ zu bezeichnen. „Dieses Wort ist auch emotional nicht so vorbelastet.“

Kerner hat mit Kollegen vom Institut für Kriminologie der Universität Heidelberg das „Projekt Chance“ untersucht:

Jugendliche Gefangene sollen auf zwei abgelegenen Bauernhöfen ihr Leben ändern. Ein geregelter Schulunterricht oder eine Berufsausbildung und viel Sport bilden den Rahmen dieses anderen Lebens.

Das baden-württembergische Justizministerium ist stolz auf das Projekt Chance, immer noch, die Kriminologen kehrten von den Bauernhöfen allerdings enttäuscht zurück. 47 Prozent der Straftäter wollten bald wieder freiwillig zurück in den Knast.

Die Quote beunruhigt Kerner nicht. Ihn bekümmert die Sorte Täter, die mehrheitlich aufgibt. Der langfristige Erfolg eines Experiments hänge nämlich am Ende auch wesentlich davon ab, ob man auch die schwierigen Fälle erreiche. „Wir müssen die unbequeme Frage stellen, ob für diese Tätergruppe im Knastalltag wirklich genug getan wird.“

Torben P., der Angreifer vom Berliner U-Bahnhof Friedrichstraße, könnte einer der Nächsten sein, der diesen Knastalltag bewältigen muss. Die Staatsanwaltschaft will binnen drei Wochen Anklage erheben, dann drohen ihm Jahre Gefängnis. Professor Kerner hat die Berichterstattung in den vergangenen Tagen verfolgt. „Häufiger, als der Laie denkt,“ würden auch Heranwachsende aus geordneten Verhältnissen schwere Gewalttaten üben. Gerade bei jungen Männern könne die Kleingruppendynamik, besonders unter Alkoholeinfluss, eine „außergewöhnlich schnelle und heftige ‚Triggerwirkung‘ entfalten“, sagt Kerner.

Und wer ins Gefängnis kommt, wird meistens rückfällig. Mehr als zwei Drittel begehen nach ihrer Jugendstrafe wieder Straftaten. Ein Tag im Knast kostet den Staat inzwischen rund 100 Euro, zwei Jahre Jugendhaft kosten bis zu 73 000 Euro. Für den Staat bedeutet Gefängnis viel

Geld, für die Häftlinge heißt Gefängnis Unfreiheit, manchmal aber auch ein Leben mit verlässlichem Ablauf. Wecken, aufstehen, frühstücken, in die Gefängniswerkstatt, Mittagessen, Abendessen. Kein Rum, kein Whiskey, kein Gras. Schlägereien? Ziemlich selten.

Das Jugendgefängnis im bayerischen Neuburg-Herrenwörth will eine der modernsten deutschen Haftanstalten sein, ein Gefängnis, aus dem die Insassen nicht roher und gewalttätiger entlassen werden, als sie hineingekommen sind. Dutzende Besuchergruppen werden im Jahr durch das Gefängnis geführt, vorbei an den vier Wohnhäusern, vorbei an der Kirche, am Fußballfeld, durch den Hof mit den Ruhebänken und dem Grillplatz, durch die hellen Flure. Einmal im Monat organisiert einer der Gefängnispsychologen „Das perfekte Knastdinner“, bei dem drei oder vier Gruppen von Gefangenen gegeneinander kochen und die Esstische filmreif dekorieren.

Junge Männer unter 21 Jahren sitzen in Neuburg ein. Sie sehen zum ersten Mal im Leben ein Gefängnis von innen, man nennt sie Erstverbußer. Schläger, Räuber, auch Vergewaltiger, alle mit maximal drei Jahren Jugendstrafe. In Gruppensitzungen mit jeweils 16 Insassen versuchen Therapeuten, den Tätern ihre Taten begreiflich zu machen. Sie müssen Briefe schreiben an die Opfer, die sie aber nicht abschicken. Mit manchen Insassen fahren die Therapeuten auch zurück zum Tatort.

Neuburg ist der Versuch, den perfekten Jugendknast zu schaffen. Es ist still hier, fast friedlich, und den Besuchern, die einen halben Tag hinter den fünf Meter hohen Mauern verbringen, bleibt die Gewalt verborgen; der Frust, der sich hier wie in allen anderen Jugendgefängnissen in die jungen Köpfe frisst, der Selbsthass, die Verzweiflung.

Sozialtherapeut Franz Kalatschek organisiert das Knastdinner in Neuburg. Er gibt sich Mühe, er will seine Jungs zu besseren Menschen machen. Ihm ist aber auch klar, dass es für die meisten zu spät ist, wenn sie erst mal hinter Gittern gelandet sind. Kalatschek ist Leiter der Sozialtherapie, er weiß, was alle wissen, die sich mit der gefährlichsten Gruppe der Spezies Mensch beschäftigen: die Familienhebamme in Dormagen, der Polizist in Frankfurt, der Jugendpsychiater in München.

Kalatschek sagt: „Warum gehen wir nicht viel früher in die Familien hinein? Was in aller Welt hält uns davon ab?“

Simon und David wurden nach der Messerstecherei, die beinahe tödlich geendet hätte, festgenommen. Sie kamen sofort ins Gefängnis, keine Bewährung mehr. Die Richter verurteilten die beiden endlich zu mehrjährigen Jugendstrafen.

Aber ob der Knast sie zu besseren Menschen machen wird?

SVEN BECKER,
ANDREA BRANDT, SIMONE KAISER,
CONNY NEUMANN, CHRISTOPH SCHEUERMANN

* Miroslav Klose, Holger Badstuber, Uli Hoeneß, Thomas Müller, Christian Nerlinger bei einer Veranstaltung der Dominik-Brunner-Stiftung.